

und familienstrukturellen Veränderungen haben jedoch dazu geführt, dass die Großelternschaft in den letzten Jahren etwas mehr Beachtung fand. Wurde noch vor wenigen Jahrzehnten der Eintritt der Großelternschaft als untrügliches Zeichen der letzten Lebensstufe gewertet, so muss diese Sicht heute relativiert werden: Die Übernahme der Großelternrolle erfolgt durchschnittlich mit circa 50 Jahren – zu einem Zeitpunkt, der noch nicht dem „Alter“ zugerechnet wird (*Herlyn* 1998, S. 73). Gleichwohl spielt sich ein nicht unerheblicher Teil der Großelternzeit im so genannten Alter ab. Solange sich die Enkel im Kindesalter befinden, sind die meisten Großeltern aber körperlich und geistig noch rege und verfügen als „junge Alte“ selbst noch über Eltern(teile).

Häufigkeit, Motive und Inhalte der Kontakte zwischen Großeltern und Enkelkindern

Die Ausprägung der Großeltern-Enkel-Beziehung lässt sich unter anderem durch die Häufigkeit, die Motive und die Inhalte beschreiben. Hinsichtlich der Häufigkeit der Kontakte ermittelten *Cherlin* und *Furstenberg* mit Hilfe ihrer Befragung von über 500 Großeltern folgende Zahlen (*Cherlin; Furstenberg* 1985): Zwölf Prozent pflegten beinahe täglichen, elf Prozent zwei- bis dreimal wöchentlichen und 15 Prozent einmal wöchentlichen Kontakt zu mindestens einem ihrer Enkelkinder. Ein- bis zweimal monatlichen Kontakt hatten 20 Prozent, alle zwei bis drei Monate sahen 13 Prozent ein Enkelkind. 20 Prozent kontaktierten ihr beziehungsweise eines ihrer Enkelkinder noch seltener und neun Prozent wiesen überhaupt keinen Kontakt zu einem Enkelkind auf.

Diese Zahlen beziehen sich auf die Kontakte zwischen Großeltern und *mindestens einem ihrer Enkel* und sind somit nicht umgekehrt übertragbar auf die Kontakthäufigkeit eines jeden Enkelkinds zu einem Großelternanteil. *Sticker* berichtet jedoch diesbezüglich von ähnlichen Ergebnissen: Demnach hat über ein Drittel aller in verschiedenen Studien erfassten Enkel (38 Prozent) mindestens einmal wöchentlich Kontakt zu mindestens einem Großelternanteil, während mehr als ein Drittel (39 Prozent) maximal alle zwei bis drei Monate einen (oder mehrere) Großelternanteil(e) sieht (*Sticker* 1987, S. 146). Maßgebend für die Häufigkeit der Begegnungen ist in erster Linie die Wohndistanz (*Wilk* 1993, S. 210). Weiterhin wird das Alter der Großeltern und das der Enkel als ausschlaggebend genannt (*Herlyn* 1998, S. 109). Je älter die Großeltern und die Enkel werden, umso seltener werden die Kontakte.

Die recht hohe Frequenz der Begegnungen zwischen Großmüttern und ihren Enkelkindern entsteht nicht

Jetzt merken es schon die Kinder. Unser siebenjähriger Sohn sagte dieser Tage: „Papa, irgendwie passieren in letzter Zeit so viele Sachen, erst die Elbeflut, dann der Tsunami, die Hurrikans und jetzt das Erdbeben in Pakistan – wie kommt das bloß?“ Die Antwort kann je nach Überzeugungslage ganz unterschiedlich ausfallen – von „purer Zufall“ über „gottgewollt“ bis hin zu „Antwort der Natur auf die Eingriffe des Menschen“.

Ähnliche Fragezeichen wirft die unterschiedliche Reaktion der nicht betroffenen Menschen auf die jeweiligen Katastrophen auf. Spendenrekorde bei Elbe- und Tsunamiflut, Spendenverweigerung in Europa – trotz aufrüttelnder Bilder – für die Opfer der großen Hurrikans in den USA. Gar nicht zu reden vom permanenten Leid von Millionen Aidskranken und Aidsweisen vor allem in Afrika, die es erst gar nicht auf die Titelseiten unserer Zeitungen oder in die glanzvollen Benefizsendungen schaffen.

Vieles spricht dafür, dass vor allem die massive Berichterstattung der Medien kollektives Mitgefühl wecken kann, aber nur dann, wenn die Betroffenen in das übliche Opferschema passen, das heißt ohne eigenes Verschulden in Not geraten sind. Erscheint die Bedürftigkeit in diffusem Licht, sei es als Ergebnis eines Bürgerkriegs, oder – wie bei den Hurrikans in den USA – einer Naturkatastrophe, an der das betroffene Land durch eigene Umweltverschmutzung möglicherweise Mitschuld trägt, so reicht die Aufklärungskraft der Medien schon nicht mehr weit genug, um in Europa für die Hilfsbedürftigkeit vieler tausend armer Menschen im Süden der USA Mitgefühl zu erzeugen. Andererseits: Nach Erkenntnissen des DZI stammten etwa 30 Prozent der Tsunami-Spenden von überwiegend jungen Leuten, die den betreffenden Organisationen erstmals spendeten. Hier bietet sich den Hilfswerken eine große Chance, durch geschickte, seriöse Informationsarbeit Mitgefühl und Solidarität auch für weniger spektakuläre Notlagen wachsen zu lassen.

Burkhard Wilke
wilke@dzi.de